

Julia Laske

KIPPENRAUCH

JULIA LASKE

Kippen- rauch

IMPRESSUM

Julia Laske

Kippenrauch

1. Auflage 2025

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Julia Laske

c/o im SELBSTverlag

Tanja Giese

Jacobsohnstraße 17

13086 Berlin

Deutschland

Lektorat, Cover & Buchsatz: Tanja Giese, www.im-selbstverlag.de,
in Kooperation mit Studio Federtraum, www.alwinebannikov.xyz

Druck und Distribution im Auftrag der Autorin: tredition GmbH,
Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Germany

Softcover: ISBN 978-3-384-52371-6

Hardcover: ISBN 978-3-384-52372-3

E-Book: ISBN 978-3-384-52373-0

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der eng bemessenen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar, sofern keine vorherige schriftliche Zustimmung der Autorin eingeholt wurde. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, die öffentliche Zugänglichmachung und die Einspeicherung sowie Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch thematisiert häusliche Gewalt und ihre Auswirkungen. Manche Szenen können emotional belastend oder retraumatisierend sein. Zudem enthält das Buch teilweise LGBTQ-feindliche Sprache.

Bitte achte auf dich und dein Wohlbefinden.



Kapitel 1

Ich weiß, dass sie lügt. Sie schaut mich aus ihren haselnussbraunen Augen heraus an und ich weiß es einfach. Es wird kein Abschied auf Zeit werden. Stumm blicke ich zu Boden und beiße mir auf die Unterlippe. Es ist ein unwirklicher Tag. Die Haare fallen mir ins Gesicht, legen sich wie ein honigbrauner Schleier über meine Augen. Ich fühle mich, als wäre ich wieder zwölf. Ein kleines trotziges Kind, das die Welt um sich herum weder akzeptieren noch verstehen kann, doch durch seine Machtlosigkeit dazu gezwungen ist. Egal was ich tue oder sage, sie wird nicht bleiben. Ich schlucke die aufsteigenden Tränen hinunter. Wie kann sie mich nur so verraten?

Sie geht einen Schritt auf mich zu. Ein sanfter Veilchenduft steigt mir in die Nase. Vermutlich ihr Shampoo oder Parfüm oder sonst irgendetwas Unwichtiges. Ein Duft, der ab jetzt unwiderruflich mit diesem Augenblick verschmolzen ist.

Eine warme Hand legt sich auf meinen Rücken und schiebt mich näher an sich. Drängt mich in eine Umarmung. Noch ehe ich Widerstand leisten kann, hat sie mich bereits in ihre Arme geschlossen. Mein Gesicht in ihrer Schulter vergraben, fließen einzelne Tränen über ihre Jacke.

Sie werden nicht von dem Stoff absorbiert, sondern gleiten still an ihm hinab. Wie Regentropfen an einer Fensterscheibe. Sie laufen schneller, beginnen wegzurennen, während mein müder Geist dazu verdammt ist, hier in diesem Körper, in diesem Moment, zu verweilen. Irgendetwas an dem Umstand, dass die Tropfen nicht mit ihr die Türschwelle überschreiten werden und damit ein Teil von mir mit ihr dieses Haus verlassen wird, versetzt mir einen Stich. Bewegung gerät in meine Muskelstränge. Gerade noch rechtzeitig streife ich mit meinem Pulliärmel über meine Augen, als Sarah mich aus ihrer Umarmung reißt. Ich lächle brüchig. Die Trauer sitzt immer noch in Form eines tennisballgroßen Kloßes in meinem Hals. Ich kann schlucken, so viel ich will, er wird nicht kleiner. Eine leise Stimme in meinem Inneren fragt, ob sie vielleicht gar nicht weiß, was sie mir mit ihrem Weggang antut. Sie spekuliert darauf, dass Sarah nicht geht, um vor Mutter zu fliehen, sondern im vollen Bewusstsein, dass sie mich dadurch mit ihr allein zurücklässt. Sie wirft mich der Wölfin zum Fraß vor, damit sie eine Chance hat, davonzukommen. Das ist kein Abschied, sondern eine Opferung. Es ist alles Kalkül. Sofort schäme ich mich. Wie kann ich nur so schlecht über meine Schwester denken? Ich kann Sarah den Abschied nicht noch schwerer machen, als er ohnehin schon für sie ist. Wenn sie die Möglichkeit hätte, würde sie mich mitnehmen, das weiß ich. Aber genauso gut weiß ich eben auch, dass sie keine andere Wahl hat. Sie hat einen Weg gefunden, um zu gehen, und ich sollte mich für sie freuen. Doch ein leises Gefühl von Verrat bleibt dennoch zurück.

Ich nehme mich zusammen, wünsche ihr eine gute Fahrt. Vater und Mutter begleiten sie zur Tür. Sie flankieren sie rechts und links, als würden sie gerade einen feierlichen Akt begehen, indem sie sie aus dem Haus eskortieren. Ich bleibe wie angewurzelt im Flur stehen.

Meine Füße wollen sich nicht vom Parkett lösen. Dann schlägt die Tür ins Schloss.

Draußen ist es windig und regnerisch. Mutter achtet dann besonders darauf, dass die Wärme das Haus nicht verlässt. Ein sarkastisches Krächzen quält sich meine Kehle hinauf, was wohl ein Lachen hätte werden sollen. Es hallt unheimlich im leeren Flur wider. Wenn Mutter die Türschwelle überschreitet, hat selbst die stärkste Heizung keine Chance gegen die Kälte, die sie mit sich bringt. Ich beginne unwillkürlich zu zittern. Ich wünsche mir, die Tür würde zubleiben.

Schließlich atme ich tief durch und löse mich aus meiner Starre. Meine Füße tragen mich wie von selbst die Treppe hinauf. Mein Kopf steht auf Stand-by. Doch auf dem Weg in mein Zimmer biege ich am Ende des Ganges in die falsche Richtung ab.

Ein komplett leerer Raum liegt vor mir. Er riecht nach altem Holz und diesen schrecklichen Duftkerzen, auf die Sarah so steht. Reißnägel und Klebebandreste klammern sich noch an die Wände, während ein paar Wollmäuse den Boden für sich eingenommen haben. Das ist das Einzige, was meine Schwester zurücklässt. Der kalte Kloß in meiner Kehle ist mir in den Magen hinabgerutscht und füllt sich nun langsam mit Glut an. Wut wärmt meine Wangen. Sie hat mich wirklich allein gelassen. Doch ehe mich die Flutwelle an Emotionen vollends erfassen kann, nehme ich aus dem Augenwinkel ein Funkeln wahr.

Ich blinze kurz, dann erkenne ich den Ursprung der plötzlichen Ablenkung. Zwischen den Dielenbrettern ist etwas eingeklemmt. Mein Ärger bemüht sich, auf den Punkt vor meinen Füßen fokussiert zu bleiben, als ich mich hinknie. Doch dann steigt er auf und verteilt sich einer dunklen Rauchsäule gleich im Raum. Vor mir, tief zwischen den krummen Dielenbrettern eingeklemmt,

liegt eine kleine Murmel. Irgendwie hat sie dort zwischen Staub und Dreck versteckt ausgeharrt. Die bunte Kugel blickt mir wie ein Auge aus der Dunkelheit entgegen. Sie schimmert bläulich im einfallenden Sonnenlicht. Wenn ich genau hinsehe, kann ich die bunten Farbeinschlüsse in ihrem Inneren erkennen. Sie wirken wie die schmale Pupille einer Katze. Als lauere sie dort unten auf mich.

Aus irgendeinem Grund setze ich mir in den Kopf, sie aus ihrem schützenden Kokon zu befreien. Ich strecke die Hand aus, aber bekomme sie nicht zu fassen. Meine Finger streifen sie fast, doch erreichen sie nicht, wenn ich sie durch den dünnen Spalt zwischen den Hölzern schiebe. Ich muss es irgendwie anders probieren. Langsam schweift mein Blick durch den leeren Raum. Bett, Schrank, Schreibtisch, Stuhl, Kommode. Sie hat alles mit in ihr Studentenzimmer genommen. Alles außer mich und diese Murmel. Diese dumme Glaskugel, die immer noch im Boden feststeckt, als würde sie mich verspotten.

Ich stehe auf und gehe auf den Flur hinaus. Suchend blicke ich mich um. Hier muss doch irgendwo etwas sein, womit ich sie dort herausbekomme.

Im Badezimmer werde ich schließlich fündig. Mit einer Pinzette und einer Nagelfeile bewaffnet, geht die Schlacht in die zweite Runde. Vorsichtig nähere ich die beiden Objekte der kleinen Kugel an. Fasst. Noch ein Stückchen. Endlich bekomme ich die Murmel zu fassen und hebe sie langsam nach draußen. Erleichtert aufatmend nehme ich sie zwischen zwei Finger und halte sie mir ganz dicht vors Gesicht. Meine zwei Augen betrachten fasziniert das eine Auge. Im fahlen Nachmittagslicht scheint es mir fast so, als würde die Katzenpupille meinen Blick erwidern.

Ich zucke zusammen. Ein mir nur allzu bekanntes Klacken im Türschloss verrät, dass Mutter gerade das Haus betritt. Es hallt durch das ganze Haus bis hoch ins leere

Zimmer. Schnell lasse ich die Murmel in meiner Hosentasche verschwinden und lege die Bergungswerkzeuge ins Bad zurück. Gerade noch rechtzeitig sprinte ich in mein Zimmer und verschließe die Tür hinter mir.

Sofort fühle ich mich ruhiger. Mein rasendes Herz beginnt wieder langsamer zu schlagen. Die vertraute Umgebung verleiht mir ein trügerisches Gefühl von Sicherheit. Ich schnappe mir eine Decke und wickle mich darin ein, bilde eine menschliche Kugel. Ich friere. Die Kälte ist ins Haus zurückgekehrt. Ich kann dem Strom an Gefühlen nicht länger Einhalt gebieten und lasse den Tränen freien Lauf.

Eine dumpfe Schläfrigkeit umfängt mich, nachdem ich leer geweint bin. Dieser Tag wirkt kaum real. Ich schließe für einen zu langen Moment die Augen. Der Augenblick der Ruhe lässt mich unbemerkt ins Reich der Träume abdriften.



Kapitel 2

Die bunten Bilder des Fernsehers hüllen mich in warmes, blaues Licht. Der Rest des Wohnzimmers liegt in dichter Dunkelheit. Wenn ich meine Hand ausstrecke, könnte ich nach ihr greifen und sie zu mir ziehen. Nur der Lichtsmog hält sie davon ab, sich an mich zu schmiegen. Der Fernseher rattert, rasselt und rauscht. Ein ohrenbetäubender Lärm geht von dem Gerät aus, der von den Wänden widerhallt.

Ich sitze da und warte. Ich weiß nicht worauf, doch das dringliche Gefühl, dass jeden Moment etwas passieren wird, ist viel zu präsent, um es zu ignorieren. Meine Nackenhaare stellen sich auf und mir wird kalt. Die Finsternis um mich herum verdichtet sich immer weiter, bis sie schließlich von ihrem eigenen Gewicht erdrückt wird. Sie zerplatzt in abertausende schwarze Glassplitter und regnet lautlos auf den Boden herab.

Der Fernseher zeigt nur noch Schneegestöber. Ein mulmiges Gefühl füllt meinen Magen und lässt die feinen Härchen in meinem Nacken sich aufstellen. Ich spüre, dass ich nicht länger allein bin.

Der Boden bebt auf. Er wird immer wieder durch kräftige Schritte zum Erzittern gebracht. Mein Herz passt

sich dem stetig näher kommenden Pochen an. Es schlägt viel zu langsam für die Angst, die das Blut in meinen Ohren rauschen lässt. Der Fernseher riecht verschmort, doch der Lärm, der von ihm ausgeht, will einfach nicht stoppen. Rauch beginnt den Boden zu fluten, als ich ein Zischen hinter mir ausmache. Ich erstarre. Eine lange gespaltene Zunge zischelt über schmale Lippen. Ich sehe sie nicht und doch weiß ich, dass sie genau hinter mir steht. In meinem Nacken kann ich den mit Glut erfüllten Atem spüren. Kaltes Feuer leckt über mein Gesicht, als der Drache die Couch herumwirbelt. Es brennt sich schmerzhaft durch meine Haut und glimmt selbst nach dem Feuerstoß noch weiter. Ich reiße die zusammengepressten Lider auf und starre dem Untier genau in die Augen. Seine Schuppen blähen sich auf und legen sich wieder auf der Haut ab, als würde es durch sie atmen. Sie schimmern schwarz im Schneelicht des Fernsehers. Der Rauch hüllt uns beide ein. Ich kann mich nicht bewegen, ich kann nicht sprechen, ich kann nicht wegrennen. Ich kann nur hier sitzen und es anstarren.

Als ich ihre Stimme höre, wird das Blut in meinen Adern zu flüssigem Feuer. Es glimmt kalt unter meiner Haut. Ein schmerzhafter Schrei löst sich von meinen Lippen, doch ich weiß, dass ich stumm und starr an Ort und Stelle verharre.

Du kannst nichts

Du bist nichts wert

Du bist ein Niemand

*Du bist genauso wertlos wie deine Schwester
und dein Vater*

Die Hure und die Schwuchtel

Dann füllt Asche meine Blutbahn.

Als ich meine Augen wieder öffne, fallen nicht länger Schatten durch die regennasse Scheibe ins Zimmer.

Jetzt ist der ganze Raum stockfinster. Ich atme viel zu schnell. Mein Puls pocht mir in den Ohren und füllt die Stille aus. Ich liege zitternd in meinem völlig verschwitzten Pulli und warte ab, bis ich wieder klar denken kann.

Es war nur ein Traum. Du bist nicht wirklich in Gefahr. Du bist in Sicherheit. Ich versuche, mich zu beruhigen, doch ich glaube mir nicht. Langsam richte ich mich auf und schäle mich aus dem Deckenkokon, als mein Blick auf den Wecker fällt. Fuck, ich habe das Abendessen verschlafen! Das wird richtig Ärger geben.

Ich springe auf, doch komme ins Schwanken. Braune Haarsträhnen hängen mir ins Gesicht und kitzeln meine verquollenen Augen. Schlafsand oder Tränenflüssigkeit klebt mir im Augenwinkel, die Unterlippe hat wieder angefangen zu bluten. Vorsichtig taste ich mit dem Finger über die aufgeplatzte Stelle. Ich zucke zusammen als die salzige Haut die Wunde berührt. Das war das erste Mal, dass sie mich an einer sichtbaren Stelle geschlagen hat.

Ich weiß, dass ich mich besser beeilen sollte, um zumindest noch im Esszimmer zu sein, bevor das Abendessen beendet ist, doch ich bringe den Mut nicht auf, jetzt nach unten zu gehen. Unruhig betrachte ich die Umrisse meiner Umgebung, doch wage es nicht, das Licht einzuschalten. Noch habe ich ein paar Minuten Ruhe und Frieden. Sie weiß noch nicht, dass ich wach bin.

Seit klar war, dass meine Schwester für ihr Studium wegziehen wird, besteht Mutter noch penibler als zuvor darauf, dass alles und jeder an seinem Platz zu sein hat. Keine Unordnung, kein Chaos mehr. Der Schreibtisch hat aufgeräumt und das Bett gemacht zu sein. Die Kleidung muss sauber im Schrank untergebracht sein und nicht irgendwo im Zimmer verstreut herumliegen. Die Schulbücher stehen seitdem ordentlich sortiert im Regal über meinem Schreibtisch, die Romane und Sachbücher im

Regal daneben. Zumindest die, die ich vor ihrer strengen Wertung retten konnte. Alle Poster mussten der neuen Wandfarbe weichen. Nur noch steriles Weiß, wo vorher bunte Farbe war. Der Geruch liegt immer noch in der Luft und bereitet mir Kopfschmerzen. Die Maler mussten dreimal über den Grünton streichen, bis die neue Farbe deckte. Der chemische Gestank vermischt sich mit dem Weichspülerduft der Wäsche. Aus irgendeinem Grund gibt Mutter immer ein Vielfaches der empfohlenen Menge in die Maschine. Der Schaum drückt jedes Mal gefährlich gegen das wassergefüllte Bullauge.

Bevor ich hinuntergehe, bringe ich noch schnell die Decke und die Kissen wieder in Ordnung. Ich bemühe mich, es so ordentlich wie möglich zu machen, ohne das verräterische Licht anzuschalten. Hoffentlich ist kein Blut von meiner Lippe auf den Stoff getropft.

Tief durchatmen. Ich kann es nicht länger hinauszögern und schleiche die Treppe hinab in Richtung Esszimmer. Der Raum ist leer, obwohl der Leuchter über dem Esstisch noch brennt. Es ist unangenehm leise. So leise, dass ich kurz befürchte, mein lauter Herzschlag könnte mich verraten. Ohne mich groß umzuschauen, beschließe ich, zurück nach oben zu gehen und das Unwetter zu vertagen. Doch noch im Umdrehen nehme ich aus dem Augenwinkel eine Gestalt im Türrahmen wahr. Reflexartig spanne ich die Muskeln an und reiße die Arme vors Gesicht. Jedoch bin ich nicht schnell genug, um den Schlag abzuwehren. Fuck, das tut weh! Ich taumle einen Schritt in den Raum zurück und bin sofort dankbar für den nun gewonnenen Sicherheitsabstand.

»Ich habe dich zum Essen gerufen.« Ihre Stimme klingt so kühl und gefasst, als würde nicht ich vor ihr stehen, sondern ein schwieriger Klient, den sie nur vertreten wird, weil es ihr viel Geld einbringt. Ich habe sie zwar noch nie vor Gericht gesehen, doch stelle mir ihre

Plädoyer-Stimme genau so vor. Ich fahre mir über die blutende Lippe und verziehe schmerzhaft das Gesicht.

»Es tut mir leid. Ich bin eingeschlafen«, stammle ich und merke gleichzeitig, wie die Kälte meinen Körper erfasst.

»Was für ein faules Stück Scheiße schläft denn am helllichten Tag?«

Ich mache einen weiteren Schritt rückwärts, doch spüre im selben Augenblick schon die Tischkante in meinem Rücken. Panik beginnt sich in mir auszubreiten.

»Es tut mir leid«, murmle ich eingeschüchtert.

»Sprich gefälligst laut und deutlich. Niemand hat Achtung vor dir, wenn du so angekrochen kommst. Stell dich aufrecht hin und versuch es nochmal.«

Ich tue wie mir geheißen, doch komme nur zum ersten Wort, bis mich erneut ein Schlag trifft.



Kapitel 3

Der komplette Pausenhof hat sich in ein vielfarbiges Meer verwandelt. Die bunten Blätter lassen den grauen Betonklotz, in dem wir Unterricht haben, noch trister als sonst erscheinen. Obwohl es bereits Mittag ist, hat sich die Sonne heute noch kein einziges Mal blicken lassen. Sie hängt im Nebel fest, der sich in Form einer Dunstglocke über die Stadt gelegt hat.

Ich stoße aus meinen Lungen noch mehr grauen Nebel hinaus in die Welt. Der Rauch hält sich nicht lange in der Luft, sondern wird vom Herbstwind davongetragen. Ich beachte die Geräuschkulisse aus Reden, Schreien, Kreischen und Toben nicht weiter. Sven grinst mich stumm von der Seite an. Erst jetzt fällt mir auf, dass er zu reden aufgehört hat.

»Hmm?«, frage ich.

Dann wende ich mich von der Lücke im Dickicht des Gebüschs ab und ihm zu. Hier, zwischen Hagebutten- und Hibiskussträuchern, bei der vor sich hin modernden Backsteinmauer, haben wir unsere Ruhe. An den meisten Tagen zumindest.

»Du hast kein Wort von dem, was ich gesagt habe, gehört, oder?«

»Du hast was gesagt?«, frage ich übertrieben verwundert, um ihn zu ärgern.

Er knufft mir in die Seite und ich bemühe mich, nicht laut aufzuschreien. Er hat genau die Stelle getroffen, wo der Bluterguss meine Haut grün färbt. Ich verziehe meine Lippen zu einem möglichst überzeugenden Grinsen. Sven nimmt es mir ab. Erleichtert atme ich auf.

»Ich hab dich gefragt, ob du weißt, was es mit diesen Graffiti auf sich hat.« Er deutet auf eine strudelförmige Ansammlung an Linien, die schwarz auf dem rostbraunen, bröckeligen Mauerstein haftet.

»Keine Ahnung. Hab ich noch nie gesehen«, sage ich, ohne wirklich hinzusehen.

»Ich habe die schon öfter gesehen. In der Innenstadt sind die überall, oder drüben in Unterstadt. Aber hier in der Gegend habe ich bisher noch keine gesehen. Ich frage mich, ob die irgendeine Bedeutung haben. Das Erkennungszeichen einer Gang oder irgend so was vielleicht.«

Ich nicke nur abwesend und ziehe an meiner Zigarette.

Sven gibt es auf, mein Interesse für Straßenkunst zu wecken, stattdessen nimmt er mir die Kippe aus der Hand. Ich lasse ihn gewähren. In meinem Rücken frisst sich langsam die nasse Kälte des Mauerwerks durch den Stoff meiner Jacke.

»David, willst du es von dir aus ansprechen oder muss ich das tun?«

Ich blinze verwirrt. »Was denn?«

»Was mit deinem Gesicht passiert ist.«

»Du bist auch nicht grade ne Schönheit«, motze ich zurück und bin mir der Lüge bewusst. Seine hellblauen Augen, die mich gerade durchdringend mustern, werden durch ein nicht minder attraktives Gesicht und dicke erdbeerblonde Haare betont. Im Gegensatz zu meinem von der Pubertät misshandelten Gesicht, welches ich mit meinen zu langen Haaren zu kaschieren versuche,

muss er sich wirklich nicht verstecken.

»Verarsch mich nicht, Mann.« Er gibt also nicht auf.

Ich will gerade eine der üblichen möglichst plausibel verpackten Ausreden zum Besten geben, doch ich gerate ins Stocken. Plötzlich schnürt sich meine Kehle zusammen, sodass ich kaum noch atmen kann. Mein Kinn beginnt zu zittern und ich wende den Blick ab. Fang jetzt bloß nicht an loszuheulen.

Sven lehnt sich neben mich an die Wand. Seine Jacke raschelt ebenso wie seine Schuhe im Laub. Er wartet nur stumm ab und raucht, wofür ich ihm gerade sehr dankbar bin.

Nachdem ich ein paar Mal tief durchgeatmet und die sich anbahnenden Tränen weggeblinzelt habe, schaue ich wieder auf. Sven starrt auf seine Schuhe hinab. Ich nehme ihm die Kippe ab und unsere Finger berühren sich kurz. Es fühlt sich an, als würden kleine Funken zwischen ihnen aufstoben. Ich nehme den letzten Zug der Zigarette und drücke den Stummel an der Mauer aus. Die Reste fallen auf den Boden, wo bereits weitere Glimmstängel liegen. Ich muss unweigerlich an den Tag zurückdenken, an dem Sven mir das Zigarettendrehen beigebracht hat.

»Meine Mutter schlägt mich«, platzt es aus mir heraus. Ich sage nicht: »Sie hat mich geschlagen«, als wäre es ein einmaliges Versehen gewesen. Ich sage: »Sie schlägt mich«, wie man Alltägliches beschreibt. Erst als ich es laut ausgesprochen habe, realisiere ich, was ich da gerade gesagt habe. Scheiße. Sven wird mich jetzt bestimmt für einen totalen Schwächling halten, der sich von seiner eigenen Mom verkloppen lässt. Verdammt, sonst schaffe ich es doch auch immer, dass er nichts merkt. Trotzig hebe ich das Kinn und warte auf irgendeinen blöden Spruch oder eine dumme Bemerkung. Ich blicke nervös zu ihm herüber und unterdrücke den Drang,

auf meine verletzte Unterlippe zu beißen.

»Tut mir leid. Das ist echt scheiße.« Sven schaut mich mitfühlend an. Seine Augen treffen meine. Blau ist wohl doch eine warme Farbe.

»Und dein Vater? Weiß er davon?« Aus irgendeinem Grund möchte er das Thema nicht sein lassen.

»Ihm ist das egal.« Er ist ein Feigling. Er wollte uns schon vor sieben Jahren verlassen, hatte aber nicht den Mut dazu. Stattdessen lässt er sich wie Scheiße behandeln und ihr somit freie Hand. Ich beiße mir nun doch auf die Unterlippe, welche sofort wieder anfängt zu bluten. Scheiße.

»Macht sie das öfter?«

Mir wird das Thema unangenehm. Zwar gefällt mir die Aufmerksamkeit, die Sven mir zukommen lässt, aber es wird mir doch langsam zu viel. Ich nicke. Vorsichtig fahre ich mit dem Handrücken über die blutende Lippe. Ich muss echt furchtbar aussehen. Das Auge hat sich mittlerweile zu irgendeinem Farbton zwischen Dunkelblau und Lila verfärbt und der Cut in der Lippe reißt bei jeder kleinsten Bewegung von Neuem auf. Ein Teil von mir ist dankbar dafür, dass sie üblicherweise mein Gesicht ausspart. Der Rest hasst sie einfach nur.

Svens Blick liegt nachdenklich musternd auf meinem angeschwollenen Auge. Ich versuche, mehr in diesen Blick hineinzupinterpretieren, doch lasse schließlich das Wunschdenken sein.

Es klingelt. Die ganzen kleinen Kinder rennen schreiend auf den Betonklotz zu.

»Du könntest doch abhauen.« Svens Worte mischen sich mit dem anhaltenden Läuten des Pausengongs.

Ich bin mir zuerst nicht sicher, ob ich ihn richtig verstanden habe, doch dann gehen seine Worte mir nicht mehr aus dem Kopf. Sie wiederholen sich immer schneller und wirken mit jedem Mal verlockender.

Umständlich stoße ich mich von der Wand ab und will gerade die Lücke im Buschwerk durchqueren, als Sven mich zurückhält.

»Lass uns die letzten paar Stunden schwänzen. Ich habe keinen Bock mehr auf die Scheiße und wir haben uns doch ne Freistunde verdient.«

Augenblicklich tauche ich wieder zwischen den Hagebutten unter. Mein Kopf ist immer noch mit seinen vorherigen Worten gefüllt. Sie kreisen in diesem blickdichten Goldfischglas aus Knochen umher, bis sie irgendwann mit den Bäuchen nach oben an der Oberfläche dümpeln. Ich rühre mich nicht.

»Ich könnte das nicht. Ich meine: Ich kann das nicht«, murmle ich in die frisch entstandene Stille des leeren Hofes.

»Schwänzen? Seit wann das denn?«

»Ich meine abhauen, du Idiot.«

»Was hast du denn zu verlieren?«

Zum Beispiel dich. Ich zucke die Schultern. Dann erhebe ich mich und wir verlassen unser Versteck. Wir passieren den leeren Hof und schleichen Richtung Parkplatz.

»Was machst du an deinem Geburtstag?«, versucht Sven das Thema zu wechseln.

»Hm, keine Ahnung«, sage ich. »Meine Eltern wollen, dass ich zu Hause feiere. Weil ich letztes Jahr zu spät heimgekommen bin und sie mir nicht glauben, dass ich nichts getrunken habe.«

»Verstehe. Schade, ich hatte gehofft, wir könnten was machen.«

»Wir könnten uns heute Nacht treffen und reinfeiern. Ich muss nur morgen früh wieder zu Hause sein, bevor sie aufstehen und merken, dass ich weg bin.« Auf einmal ist die Trübsal wie weggeblasen und ersetzt durch eine Vorfreude, die meine Wangen zum Glühen bringt.